



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe eines Unbekannten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jüngsten; wie sie aber eine der wichtigsten für seefahrende Völker ist, so hat sie auch deshalb am meisten Unterstützung und Pflege auf allen Seiten gefunden und kann jetzt überall den Interessen der Schifffahrt wirksam dienen.

Trotz dieses erfreulichen Standes der Geographie sind wir freilich noch immer weit entfernt von einer allgemeinen genaueren Kenntnis der Erde und ihrer Teile, fern von der Kenntnis aller ihrer Eigentümlichkeiten im ganzen und im einzelnen, der Beziehungen der Erde zu andern Weltkörpern und der einzelnen Teile der Erde zu einander, fern von der Kenntnis aller treibenden irdischen Kräfte und ihrer Wirkungen. Und so bleibt trotz aller bisherigen Errungenschaften der geographischen Wissenschaft noch ein weites Arbeitsfeld. Überall harren unerforschte oder nicht genügend erklärte Erscheinungen ihrer Lösung, einer Lösung, die nur mit angestrenzter Arbeit und mit vereinten geistigen und materiellen Kräften herbeigeführt werden kann. Daher sind bis zu diesem Zeitpunkte, als das beste Mittel, auch weitere Kreise für die Geographie und ihre nutzbringenden Forschungen zu interessieren, ihre Hilfsbereitschaft herbeizuführen, das Streben derselben auf einen geordneten Weg der Forschung zu lenken, die geographischen Gesellschaften unentbehrlich.

(Schluß folgt.)



Briefe eines Unbekannten.



as Märchen von den drei Wünschen, in dem sich die Frau eine Bratwurst, der Mann seiner voreiligen Frau die Bratwurst unter die Nase wünscht und darnach gezwungen ist, den letzten von einer gütigen Fee gewährten Wunsch für die Befreiung der teuern Gattin von so unliefsamer Zier zu verausgaben, hat eine ziemlich handgreifliche Moral, deren Wahrheit jeder jeden Tag erfahren kann. In dem Getümmel und der Reclamewirtschaft unsrer neuesten kritischen Ära sehnen wir die Kritik des unbefangenen gebildeten Publikums herbei, die schon zu manchem literarischen Umschwung den Anstoß gegeben hat. Kaum ist der Wunsch gethan, so haben wir eine Stimme aus dem Publikum vor uns, schön gedruckt, 431 Seiten stark, „Briefe eines Unbekannten,“ eines unzweifelhaft unterrichteten, geistreichen Mannes, eines liebenswürdigen Sonderlings, der lebendigen Anteil an literarischen Dingen nimmt, ein Bildungs- und Lesebedürfnis hat, wie es die nächste Generation kaum kennen wird, der im kleinen Kreise und, wie es scheint, ohne jeden Gedanken an spätere Veröffentlichung seine Gedanken und Urteile über

Zeit und Vorzeit, Welt und Literatur ausgesprochen hat und aus dessen an gute Freunde und Freundinnen gerichteten Briefen man das Beste, Liebenswürdigste und Gescheiteste zusammengetragen hat. Gewiß zunächst zur Erinnerung für eben die guten Freunde und Freundinnen — dann aber doch auch zu Nutz und Frommen des Publikums, das so geistreiche Belehrung über alles und jedes, wenn sie namentlich im Gewande der unbefangenen Pflauderei auftritt, wohl brauchen kann. Der „Unbekannte“ wird übrigens in der Vorrede förmlich vorgestellt, es ist Alexander de Villers, lange Jahre hindurch Legationssekretär und wirklicher Legationsrat bei der sächsischen Gesandtschaft in Wien, zuletzt seit 1872 pensionirt, in ländlicher Zurückgezogenheit bei Wien lebend und durch seine Briefe seine eigne Muße und die anderer erweiternd. Herr von Villers ist am 16. Februar 1880 in Wien gestorben, aus einer wahrscheinlich großen Zahl seiner Briefe ist eine kleine Gruppe ausgewählt worden, und der ungenannte Herausgeber, der nicht auf großen Erfolg bei der Menge rechnet, hofft einzelnen etwas von dem Genuß, der Herzensfreude, Anregung und Förderung zu geben, welche die Briefe den Empfängern gebracht haben. Anregung bietet das Buch unzweifelhaft, der Genuß wird einigermaßen problematisch gemacht durch die absonderliche Art der Anschauung und Bildung, welche in diesen Briefen zu Tage tritt.

Zunächst sind wir keineswegs der Meinung des Herausgebers, daß das Buch nur für einzelne sein werde. Wenigstens ist jenes Element, das im Wiener Feuilleton vorwaltet, in ihm stark vertreten, und wer die betreffenden Feuilletons mit Genuß liest, der sollte auch für die Reize dieser diplomatischen Briefe empfänglich sein. Nehmen wir die letzte, vier Tage vor seinem Tode geschriebene Epistel des Herrn von Villers an die Gräfin Nako als Probe, so werden unsre Leser mit uns der Überzeugung sein, daß der sächsische Legationsrat vollkommen das Zeug zu einem Gelehrten des modernen Feuilletons hatte.

„Danke sehr, liebe Gräfin, für Ihre guten Wünsche und Einladung. Möchte selbst sehr gern und bald und für lange kommen. Jetzt gehts mir besser und will nur noch ein wenig abwarten. Es ist weiter nichts als unbequem. Vor fünfzig Jahren war ich noch ganz frisch und jung und jetzt auf einmal — es ist sehr merkwürdig! Wenn ich wieder auf die Welt kommen sollte, habe ich mir vorgenommen als Jahrhundert zu kommen. Erstens wird man dann berühmt, kommt in die Geschichte, man erlebt eine Menge silberne und goldne Hochzeiten, Schlachten, Mietkontrakte, Schauspielerjubiläums, Wohlthätigkeitsbazars, Überschwemmungscottillons und andre Unglücksvergnügungen und schließlich wird man wenigstens neunundneunzig Jahre alt. Als Jahrhundert kann man auch anstellen, was man will, es geschieht einem nichts, nie ist ein Jahrhundert eingesperrt worden und noch nie ist eins gehängt worden. Nu, sehen Sie zum Beispiel unser Jahrhundert an, es hat gekracht, das alles krachte, hat eine Menge gute Freunde schändlich ums Leben gebracht, versteht gar nichts vom Landbau und kann nicht einmal den Weizen in St. Miklosz ordentlich ausreifen lassen, aber jedesmal

an seinem Geburtstage, wenn die Leute einen Strauchen haben, daß man nicht begreift, warum der Mensch aus etwas anderm besteht, als aus einer Nase und einem Sacktuch, freuen sie sich, gratuliren einander und geben dem Hausmeister ein Trinkgeld. Und ist das schändliche Jahrhundert erst tot, dann heißt es gar die gute alte Zeit. Niemand wird sagen: Ja, der gute alte Billé, das war ein Kerl! Konnt er schön tanzen und was er für gute Cigarren geraucht hat; er ritt nicht im Prater, ging in kein Theater, war unverheiratet und hatte nicht einmal Kinder, kurz gar kein Laster. Wo kriegen wir wieder einen Billé her, ich will einen Billé haben und soll er mich tausend Gulden kosten! Aber vom neunzehnten Jahrhundert werden sie reden und ein Aufhebens machen noch in tausend Jahren! Wenns auch nicht wahr wäre, man wird doch immer sagen: Die gute alte Zeit. Sagen Sie auch der gute alte Billé!"

Das ist ohne Zweifel der Ton des Feuilletonisten, des Schülers von Heinrich Heine, der nicht zu ernsthaft und zu streng beim Worte genommen sein will. Herr Alexander von Villers hat ganze Reihen hübscher Einfälle, zu denen man herzlich lachen oder wenigstens lächeln kann, wie z. B. „Unter Primadonna versteht man eine Sängerin, die jährlich 100 000 Gulden Gehalt und 13 Monat Urlaub hat, die übrige Zeit aber heiser ist“ — und macht auch feinsinnige Bemerkungen und scharfe Beobachtungen im einzelnen. Wenn es damit gethan wäre und die Zuverlässigkeit und Gesundheit der Urteile und Eindrücke im richtigen Verhältnis zu ihrer Originalität stünde, so würden wir alle Ursache haben, uns dieser Stimme aus dem Publikum zu freuen. Leider ist die Teilnahme eines so eifrigen und aufmerksamen Lesers, wie Herr de Villers gewesen sein muß, durch eine seltsame Mischung von Bildung, eine launische Willkür des Geistes und eine an Suffisance grenzende Sicherheit arg entstellt.

Wir wollen dabei von den historisch-politischen Urteilen des Buches ganz absehen. In ihnen begegnen sich allerhand Nachklänge aus den Anschauungen der französischen Emigration, aus dem sächsischen bonapartistisch angehauchten Partikularpatriotismus zwischen 1815 und 1848, Einwirkungen eines langen und, wie es scheint, meist unerfreulichen Lebens in untergeordneten diplomatischen Stellungen (die der Verfasser gleichwohl mit Auszeichnung bekleidete) und Einflüsse der besondern Mucken und Tücken der Wiener guten Gesellschaft. Die Art dieser Urteile ist mit einem einzigen Satze gegeben. Herr von Villers erzählt (S. 392): „Als Napoleon von Moskau flüchtig nachts durch Dresden kam, wandte er sich an den damaligen einzigen Edelmann in Europa, den König von Sachsen mit der Bitte, ihm zwei Millionen zu leihen. Jener Edelmann, der nie sein Wort gebrochen, und dafür auf dem Wiener Kongreß von denen, die ihrem besiegten Bundesgenossen, man sagt aus Patriotismus, in den Rücken fielen, mit Verlust seines halben Königreichs bestraft wurde, hat bei Anlaß jenes nächtlichen Besuches zum erstenmale in seinem Leben den Fuß auf das Pflaster seiner Residenzstadt gesetzt. Pünktlich zum versprochenen Termine wurden zwei

Millionen Thaler an die Franzosen ausgezahlt. Später hat sich — zurückgezahlt wurde die Schuld nie — herausgestellt, daß Napoleon nur zwei Millionen Francs begehrt hatte. In der Eile war aber nur von deux millions die Rede gewesen.“ Für die politische Anschauung in dieser an sich ganz hübschen Anekdote finden wir kein Wort. Über die sächsische Frage von 1815 mag man denken, wie man will. Aber die glorreiche Erhebung des Jahres 1813 mit den Worten „seinem besiegten Bundesgenossen in den Rücken fallen“ zu beschimpfen, ist mehr, als in Deutschland selbst einem französischen Emigrantennachkömmling gestattet sein sollte!

Doch wir haben es hier mit den zahlreichen Aussprüchen, zum Teil flüchtigen, zum Teil eingehenden Kritiken über Literatur und vor allem über zeitgenössische Literatur zu thun. Und da sind denn die „Briefe eines Unbekannten“ im höchsten Grade lehrreich, insofern sie zeigen, von welchen Zufällen, Gewohnheiten und Instinkten auch der Gebildetsten im Publikum der Erfolg und Mißerfolg neuer Werke und namentlich neuer Dichtungen abhängig ist. Herr von Willers hegt keineswegs eine Anschauung, welche ihn von vornherein feindselig gegen die Literatur der Gegenwart stimmt. Bei aller Verehrung für Goethe und Schiller (der letztern leiht er oft Worte und einmal — S. 304 — ganz prächtigen Ausdruck) ist er empfänglich für neue Produktionen. Aber er leidet an dem schlimmsten, was sich einem Kritiker nachsagen läßt: man kann nicht im voraus bestimmen, wie sein Urtheil über ein Buch, ein Gedicht, ein Bild lauten wird. An vielen seiner Urtheile kann man Freude haben. Die Bewunderung und die feine Charakteristik von Freytags „Soll und Haben“ (S. 48), der frische Enthusiasmus für Scheffels „Gaudeamus“ (S. 67), die mehrfach betonte feine Mitempfindung für Heysses innere Poesie und sein echtes Künstlernaturell, der Blick für den besondern Reiz einzelner erzählenden Dichtungen Otto Roquettes (S. 289), die Freude an ernstern Büchern wie Julius Brauns „Historischen Landschaften“, Hübners „Papst Sixtus V.“ und Hettners „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ erwecken den Glauben, daß wir es hier mit einem durchgebildeten Geschmack, einer in sich abgeschlossenen Anschauung zu thun hätten. Auch einzelne der verurteilenden Kritiken bestärken uns in diesem Glauben. Man lese z. B. die feinen Bemerkungen über die Totalität von Viktor Hugos Dichterercheinung (S. 78 u. f.) oder die kurze humoristische Charakteristik des Stils der Temmeschen Kriminalromane (S. 282).

Bedenklicher stellt sich aber schon die Sache, wenn unser Leser mit subjektivster Sicherheit alles, was ihm nicht gefällt, schlechtthin für unmöglich und wertlos erklärt. Ueber Kingsleys „Hypatia“ heißt es wörtlich: „Ich weiß geradezu gar nicht, was ich gelesen habe, es waren Buchstaben und Worte, wie in andern Büchern, was sie bedeuten, vermöchte ich nicht zu sagen. Das ganze Buch von der Hypatia ist für mich ein Feuerstein, den ich noch nicht gesehen habe. Ich kann das nicht denken. Das Buch ist mir ein Haufen von Glied-

maßen unbekannter Körper. Sie gehen nicht und stehen nicht, sie kugeln durcheinander. Daß ein solches Leben von Ballroß angelinden Gothen, von Mönchsmeuten, von skeptischen Juden, sentimental philosophirenden Griechen, weichlichen Römergrafen, Sträuße jagenden Bischöfen, mit- und durcheinander gelebt worden sei, habe gelebt werden können, geht nicht in meinen Sinn" (S. 33). In ähnlicher souveräner Weise wird Gregorovius' „Geschichte Roms im Mittelalter" abgefertigt: „Ich würge mich durch die staubige, unklare Geschichte Roms an der Hand des solchen Ekel, wenn auch noch so schön besprechenden Gregorovius. Kenne nichts unerquicklicheres als solche Spitalbilder" (S. 255). Daß Hebbel „Kraftstücke von unleidlicher Kraftbrühe" schreibt (S. 325, wo von der Tragödie „Maria Magdalena" die Rede ist), daß unser Kritikus sich durch Otto Ludwig nur hindurchquälen kann, daß er bei Wilbrandts „Arria und Messalina" nichts anderes empfindet als „Lufti möcht ich!", finden wir sehr begreiflich; in diesen Urteilen ist eine gewisse Konsequenz nicht zu verkennen. Alles was stark und gewaltsam leidenschaftlich auftritt, was innerhalb der Poesie einer gewissen Weichlichkeit der Phantasie und einem behaglichen Wohlgefühl widerspricht, wird abgelehnt. Das möchte sein, aber um es immer zu können, muß sich Herr von Villers ganz neue ästhetische Theorien konstruieren. So erfahren wir z. B.: „Die Bühne bedeutet, sie ist nicht. Lessing würde heute andre dramaturgische Blätter schreiben. Im Dialog Ereignisse und Empfindungen in hohe Gedanken umzusetzen und diese, unter der Form einer edlen Sprache (?) wohlklingend auszudrücken, erscheint mir der Kunst würdiger, als Leidenschaften herumzappeln lassen, an denen Dichter, Darsteller und Zuhörer gleich unschuldig sind" (S. 238). Noch stärker lautet folgender Satz: „Wenn ich weiter nichts wissen will, als die einfache Frage: «Wie befinden Sie sich?» mit der Antwort: «Ich danke Ihnen, recht wohl!» so brauche ich ja nicht die erste von Thales, die andre von Aristoteles aussprechen zu lassen. Soll ein Stück geschrieben sein mit Akteurs, wie Francisco, Orsini, Bianca Capello, so erwarte ich vor allem ein würdiges Abbild vom Zeitalter, Personen, Charakteren und Sitten. Das ist dann eigentlich das Stück, und darauf spiele sich eine Episode ab, was immer, ein Ehebruch, eine Liebesgeschichte, ein Mord, eine Heldenthat. So ist es im Schylok, wo der Jude, Porcias Urteilspruch, die Werbungen um sie, die Liebeszene im letzten Akt nichts sind, als Staffage (!) zu einem Bilde, dessen Name nicht genannt ist, aber das Bild heißt: Venedig, und was die Hauptsache ist, dieses Bild ist wirklich da" (S. 66). In diesen beiden Sätzen wird doch die Hauptaufgabe der Poesie, Leben und Charaktere darzustellen, je zu Gunsten einer Nebenaufgabe geradezu verneint. Der gegen Lessing und seine Theorie der Tragödie gerichtete Satz fordert unverblümt eine rein rhetorische Poesie, der zweite, bei Gelegenheit eines schwachen Mosenthalschen Stücks (Isabella Orsini) zum besten gegebene steuert direkt auf die archäologische Poesie los, bei der sich der Verfasser freilich, wie die Urteile über „Hypatia" und Gregorovius' „Rom" gelehrt

haben, die Auswahl der „würdig“ zu malenden Zeitalter und Sitten vorbehalten will. Die höchsten Vorzüge Shakespeares, Goethes, ja selbst Schillers, können hiernach dem „Unbekannten“ gar nicht aufgegangen sein. Es ist das Recht des Dichters, auch den freigewählten Hintergrund mit allem Glanz und Reiz auszustatten, es ist ein Triumph Shakespeares, wenn wir, auch ohne die Weininger und bei der dürftigsten Ausstattung, im „Kaufmann von Venedig“ und im „Othello“ die Lagunen- und Dogenstadt vor unserm inneren Auge erblicken; aber die Absicht des echten Dichters war nie, einen Hintergrund zu malen. Was unser Buchschreiber das gleichgiltige „eine Episode, was immer“ nennt, die Handlung mit den sie tragenden und entwickelnden Gestalten, bleibt in aller Poesie die Hauptsache. Es würde schwer zu begreifen sein, wie so widersprechende, einander gründlich aufhebende Forderungen, als die zwei angeführten Sätze enthalten, in einem gebildeten Geiste überhaupt entstehen könnten, wenn es nicht innerhalb seiner Briefe einen ganz einfachen Schlüssel für dergleichen Widersprüche gäbe. „Ich kann nicht lange mit jemand sprechen, der ein scharf klingendes oder krazendes Organ hat. Unglücklicherweise wirkt auch geschriebener Stil auf mein Gehör und es giebt Bücher, die so laut schreien, daß ich sie zumachen muß“ (S. 258) Herr von Villers gehörte zu jener zahlreichen Klasse feingebildeter Leser, deren Anteil an der Kunst eigentlich nie über den „Stil,“ über die Vortragsweise der poetischen Dinge zum Kern dieser Dinge durchdringt. Hier mag das französische Blut in ihm nachgewirkt haben.

Eine andre Gattung von Urteilen erklärt sich aus persönlichen Beziehungen und aristokratischen Empfindlichkeiten. Durch das ganze Buch zieht sich eine merkwürdige Feindseligkeit gegen den spezifisch österreichischen Dichter, gegen Grillparzer, der, von allem andern abgesehen, speziell als Sprachbarbar und Sprachverderber charakterisirt wird. Hierfür vermögen wir keine irgendwie ästhetische oder literarische Erklärung zu finden, denn Grillparzer müßte, aus hundert Gründen, recht eigentlich der Dichter nach dem Herzen unsers „Unbekannten“ sein. Aber vielleicht stand der Schöpfer der „Sappho“ und „Medea“ bei der kleinen aristokratischen Noterie schlecht angeschrieben, an welche Herr von Villers durch Neigung und Gewohnheit gebunden war, vielleicht verzieh man ihm seinen Sitz im österreichischen Herrenhause nicht oder was sonst für Gründe obgewaltet haben mögen.

In einem zweiten Falle verwunderlichen Urteils liegt der Beweggrund des Kritikers offener vor Augen. Eine Blüte unsrer novellistischen Literatur, die Prachterzählung Gottfried Kellers, „Romeo und Julie,“ wird in einer langen Kritik unbarmherzig zerpfückt und in den Schmutz getreten. Daß die Liebenden vom Dorfe etwas wie Ehre, wie tiefe Abneigung gegen den gemeinen Lauf der Welt in sich verspüren, dünkt unserm aristokratischen Leser unerträglich, er kann aus der entzückenden tragischen Erzählung nichts andres herauslesen als „nur ein Motiv: Widerwille gegen Prüfungen, gegen Ausdauer, gegen Arbeit, nach

einem lustigen Tag. Denn — so belehrt er uns — die beiden edlen Veroneser (Romeo und Julie) hatten oder glaubten mit allem Recht für ihre Liebe nirgend eine Zuflucht als im Tode; Saly und Breeni aber, ich kann mir nicht helfen, will mir auch gar nicht helfen, denen beiden aber konnte, mein ich, mit allem Respekt vor der Poesie, geholfen werden. Sie waren weder Montague noch Capulet, noblesse ne les obligeait pas, ich sehe wirklich nirgends den tragischen Grund zum tragischen Ende. Die armen Dinger hatten so schon gar nichts, das wie Ehre oder Ehrbarkeit aussah" (S. 139). Selten wird die Suffisance, der Hochmut am unrechten Platz, der nörgelnde Dünkel sich so ungeschminkt darstellen wie in diesem „Urteil.“ Selbst der hocharistokratische Spanier Calderon hat in seinem „Richter von Zalamea“ gewußt, daß die vornehmsten Empfindungen der Seele auch in niedern Hüllen bewußt und unbewußt auftreten können.

Um der Sache die Krone aufzusetzen, nimmt der „Unbekannte“ von Bischofs „Auch einer,“ freilich keinem vollendeten, keinem schönen Buche, Veranlassung, der gesammten deutschen Literatur das Endurteil zuzuschleudern: „Der deutsche Bürgerstand ist ehrenwert, tüchtig, stark, arbeitskräftig aber — ach! so unheilbar geschmacklos. Und das spiegelt sich in all den Büchern von allen (!), auch den ehrenwertesten deutschen Schriftstellern wieder, mit Behagen verweilen sie bei den trivialen Bildern, bei der Butter, die aufs Brod, bei dem klebrigen Honig, der auf die Butter gestrichen wird, bei dem Staub, in den das Butterbrod fallen muß, um noch widerlicher zu werden — mir vergeht halt der Appetit“ (S. 296).

Uns auch! — Mit einem Leser, der Schiller und Goethe im tiefsten zu verstehen meint, der unter den Neuern Heyse und Scheffel „sehr hoch stellt“ und dann derartige Armseligkeiten, wenn auch nur in einem Briefe niederschreibt, ist uns nicht geholfen. Wir bleiben dabei: Stimmen aus dem Publikum, dem unbefangenen, gebildeten, müssen laut werden, sollen sich vernehmen lassen, wir haben zu wünschen, daß es das nächstemal harmonischer klingende, klarere, jugendkräftigere Stimmen sein möchten. Für diesmal aber bitten wir die Fee des Märchens, die im Unbedacht herbeigewünschte Bratwurst unter der Nase uns freundlichst wiederum abzunehmen.

